Zeitschrift: Freiburger Geschichtsblätter
Herausgeber: Deutscher Geschichtsforschender Verein des Kantons Freiburg
Band: 83 (2006)

Rubrik: Miszellen

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 20.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

MISZELLEN

Blick in Nachbars Garten

Die vorliegende, im 81. Band der «Freiburger Geschichtsblätter» ins Leben gerufene Rubrik will alljährlich über sprachliche und kulturelle Zäune hinweg den Inhalt des jeweils aktuellen Jahrbuches der «Société d'histoire du canton de Fribourg» vorstellen und damit zu einem befruchtenden gegenseitigen Austausch beitragen. Der 170 Seiten starke Band 67 (2005) der «Annales fribourgeoises» ist der dritte, der unter der neuen Schriftleitung von Jean Steinauer herausgekommen ist, eine Gelegenheit für Patrice Borcard, Präsident unserer Schwestergesellschaft, eine vorläufige Bilanz zu ziehen. Wie er in seinem Geleitwort feststellt, ist es der Zeitschrift nicht nur gelungen, zu einem jährlichen Erscheinungsrhythmus zurückzufinden, sondern sie hat sich zudem neuen Themenbereichen geöffnet und Perioden zugewandt, die zuvor vernachlässigt worden waren. Kürzere Artikel, vielfältigere Ansätze und Methoden, eine weniger akademische Ausrichtung: die «Annales» sind, so der Präsident, auf dem besten Weg, sich eine neue Leserschaft zu erschliessen.

Diese Neuausrichtung ist Teil eines weiter gefassten Programms der «Société d'histoire», die Zukunft zu planen, «s'inventer un avenir», durch die Auseinandersetzung mit der Vergangenheit nicht nur den eigenen Fortbestand zu sichern, sondern sich kreativ am Entwurf der Zukunft zu beteiligen. Wie auch der Deutsche Geschichtsforschende Verein des Kantons Freiburg ist die um ein paar Jahrzehnte ältere «Société d'histoire» ein Kind des 19. Jahrhunderts, das einem romantischen Impuls der Rückbesinnung auf vergangene Zeitalter entsprungen ist. Damit lassen sich heute, um es handwerklich-unternehmerisch auszudrücken, keine Brötchen mehr backen. Das traditionelle Publikum – Akademiker/innen, Hobbyhistoriker/innen, Vertreter/innen des Bildungsbürgertums – springt zunehmend

ab, weil die ihm angebotenen Inhalte und Gefässe, wie Vorträge, Kolloquien, wissenschaftliche Tagungen, nicht mehr seinen Erwartungen entsprechen (im Zeitalter von Pet und Chat hat der Elfenbeinturm ausgedient, fügt der Berichterstatter hinzu). «Il est [...] nécessaire de dessiner des pistes d'avenir, d'imaginer des collaborations nouvelles entre les sociétés qui ont en partage la curiosité du passé et l'attachement au patrimoine», fordert Patrice Borcard. Was sich hier abzeichnet, ist die Umwandlung eines in Ehren ergrauten akademischen Vereins in ein zeitgemässes Dienstleistungsunternehmen, das imstande ist, sich aktuellen Entwicklungen anzupassen und neuen Herausforderungen zu stellen.

Der 67. Band der «Annales fribourgeoises» enthält sieben Einzelbeiträge, eine Ortsbesichtigung in Bildern, eine Bibliografie, sieben Rezensionen, vier Kurzberichte und eine knappe Vorstellung des Jahrgangs 2005 der «Freiburger Geschichtsblätter»: «Wer vieles bringt, wird manchem etwas bringen; Und jeder geht zufrieden aus dem Haus», meint der Theaterdirektor in Goethes «Faust», eine Devise und ein Befund, die kurzfristig Erfolg versprechen, denen es jedoch etwas an Nachhaltigkeit mangeln mag.

Der erste Beitrag, verfasst von Giulia Scarcia, befasst sich mit einem mittelalterlichen Thema: «Le Trecento fribourgeois des prêteurs lombards». Diese rasch und gut in die freiburgische Gesellschaft integrierten «Wucherer», die grösstenteils aus Asti kamen, hatten als eine Art Vorläufer der heutigen Bankiers die politische und militärische Expansion Savoyens begleitet. Ihr Geschick in finanziellen Dingen trug zum wirtschaftlichen Aufschwung Freiburgs im 14. Jahrhundert bei, bis ihr Angebot nicht mehr der Nachfrage entsprach und andere Geldgeber – Juden, Vertreter des städtischen Patriziats – an ihre Stelle traten.

Stephan Gasser präsentiert ein neues Forschungsprogramm, das «Gramp, Geiler, Gieng et les autres», kurz, dem Goldenen Zeitalter der Freiburger Plastik gewidmet ist. Damit wird es vierzig Jahre nach den Arbeiten von Marcel Strub möglich, mit neuen Ansätzen, Methoden und Fragestellungen die freiburgische Skulptur der Jahre 1500–1550 systematisch zu erfassen und zu analysieren. Statt stilistische Zuschreibungen vorzunehmen, geht es nun darum, die Arbeit im Atelier, die wirtschaftliche Situation der Bildhauer sowie die Absichten und die Ziele der Auftraggeber zu erforschen, um mit dem Instrumentarium des 21. Jahrhunderts einem Werkensemble von europäischem Interesse gerecht zu werden.

Mit einem Einzelwerk der sakralen Malerei setzt sich Caroline Schuster Cordone auseinander, der «Heiligen Familie» (um 1690; MAHF, Inv.-Nr. 1988-100) von Johann Achert, einem gebürtigen Rottweiler, der sich mindestens zweimal im Kanton Freiburg aufhielt. Indem der Künstler der Gegenreformation das Jesuskind mit seinen Eltern, Grosseltern und Ver-

wandten darstellte, trug er zur Verbreitung des Marienkultes bei und warb zugleich für das Muster einer in jeder Hinsicht vorbildlichen Familie.

Auf viereinhalb Seiten stellt Alain Bosson eine einzigartige Schenkung vor, die der Kanton Freiburg vor kurzem erhalten hat: die Bibliothek de Castella de Delley, eine Büchersammlung, die 2663 in perfektem Zustand befindliche Bände aus den Jahren 1660 bis 1880 umfasst, «des ouvrages instructifs pour des patriciens éclairés» (so der Titel des Beitrags). Von Berufsmilitärs, Agronomen, einem Architekten und einem Jesuiten zusammengestellt, ist die Bibliothek de Castella de Delley keine Sammlung bibliophilen Charakters, sondern spiegelt die Interessen einer im Zeitalter der Aufklärung lebenden Käufer- und Leserschaft: Handwerk und Gewerbe, Landwirtschaft, Botanik und Naturwissenschaften, Philosophie sowie Reiseberichte und Militaria. Man darf gespannt sein auf den Katalog, den die Kantons- und Universitätsbibliothek Freiburg augenblicklich vorbereitet.

Was beschäftigt zwei junge freiburgische Geistliche zu Beginn des 19. Jahrhunderts? Dieser Frage geht Jean-Pierre Uldry in seinem Aufsatz «Une amitié ecclésiastique sous la Médiation» anhand des Briefwechsels zwischen Jean-Joseph Dey (1778–1863) und François-Joseph Wully (1777–1833) nach. Gerade auf Grund ihrer Alltäglichkeit sind die Briefe interessant, in denen sich die beiden Schreiber über Reisen und Politik, über ihren Beruf und über Probleme der Kirche unterhalten.

Während Pierre Zwick in «Un monument topographique» eine Karte des Kantons Freiburg vorstellt, die Alexandre Stryienski, ein Schüler von Guillaume-Henri Dufour, um die Mitte des 19. Jahrhunderts – mitten in der Postkutschenzeit und während des Sonderbundes – schuf, beschäftigt sich Anne Piérart mit einem Aspekt unserer unmittelbaren Vergangenheit, mit dem grossen «Umbau» des Kantons Freiburg in den Jahren 1956–1965, der mit dem Namen des Staatsrates Paul Torche verbunden ist. Der Beitrag zeigt, wie spannend Wirtschaftsgeschichte sein kann, in der «konzentrierte Dezentralisierung», «Public Relations» und «Wachstumszentren» keine von der Blässe der Theorie angekränkelten Begriffe sind, sondern effiziente Arbeitsinstrumente, die eine ungewöhnliche wirtschaftliche Aufholjagd in Gang setzen.

Treyvaux um 1900 oder die gute alte Zeit auf dem Dorf: in ihrer «Vision locale» stellt uns Anne Hehli den Amateurfotografen Maxime Biolley (1867–1935) vor, «le témoin qui s'amusait». Frei von wirtschaftlichen oder sozialen Zwängen, zog Biolley durchs Freiburgerland, um alles zu fotografieren, was ihm vor die Kamera geriet und was ihn vor allem persönlich interessierte: «C'est tout un microcosme qui se dessine, principalement à travers la vie quotidienne au village.» An den Text schliesst sich eine kleine

Auswahl von 16 Aufnahmen an, die einen guten Querschnitt durch Biolleys Schaffen bieten.

Unter dem Stichwort «Historiographie, parutions fribourgeoises et notes de lecture» enthält der 67. Band der «Annales fribourgeoises» eine «Bibliographie des monographies et articles historiques fribourgeois 2004–2005», dank der man sich einen Überblick über die aktuellen historischen Arbeiten verschaffen kann, und sieben Rezensionen. Vier Kurzbeiträge befassen sich mit Ereignissen und Tendenzen, die das Leben der «Société d'histoire» im Jahr 2005 geprägt haben.

HUBERTUS VON GEMMINGEN

Der Name Üchtland
Eine Gegendarstellung

In Band 80 (2003) der «Freiburger Geschichtsblätter» erschien ein Beitrag über den Namen *Üchtland*[1]. Er soll nicht unwidersprochen bleiben. Zwar hat der Verfasser, Paul Widmer, das zweite Element *landa* richtig als das keltische Wort für «Heide» erkannt (S. 176)[2], sich aber beim ersten Bestandteil ziemlich verirrt.

Dies ist insofern nicht erstaunlich, als er einem historischen Aufsatz von 1920 folgt[3], über die welsche Schweiz nicht orientiert ist und keine romanistischen Kenntnisse zu besitzen scheint. Die historische Arbeit von Gustav Schnürer wurde in ihrer sprachwissenschaftlichen Abwegigkeit bereits von Ernest Muret, dem wohl bedeutendsten Ortsnamenforscher der Frankophonie, erkannt[4]. Murets Antwort ist dem Verfasser unbekannt geblieben,

[1] Paul WIDMER, *Üchtland, ganz nüchtern betrachtet*, in: FG 80 (2003), S. 173–177.

[2] So bereits in unserem Beitrag von 2002: Wulf MÜLLER, *Siedlungsgeschichte und Ortsnamen in der Suisse romande*, in: Ortsnamen und Siedlungsgeschichte, Akten des Symposiums in Wien vom 28.–30. September 2000, Heidelberg 2002, S. 83–94.

[3] Gustav SCHNÜRER, *Die Namen Château d'Oex, Ogo, Uechtland*, in: Jahrbuch für schweizerische Geschichte 45 (1920), S. 77*–130*.

[4] Rezension erschienen in: Zeitschrift für schweizerische Geschichte 1 (1921), S. 321–325.

ebenso die Replik Schnürers und die erneute, kurze Reaktion Murets, doch sind diese beiden letzteren Elemente für unsere Belange weniger wichtig[5]. Wir selbst haben uns bisher zweimal zu *Üchtland* geäussert, doch ist dem Verfasser unser erster Beitrag, den er aus chronologischen Gründen hätte kennen können, entgangen[6].

Methodisch ist es von grösster Wichtigkeit, die alten Belege von *Üchtland* in einen romanischen und einen deutschen Zweig zu scheiden, denn die Gegend von Freiburg war seit dem Frühmittelalter zweisprachig. Nach Überprüfung der oft fehlerhaft gelesenen und gedruckten Quellenzeugnisse in den Archiven von Freiburg und Bern ergibt sich folgendes Bild:

Romanisch	Deutsch
Endung oft latinisiert	Endung z. T. latinisiert
1001/1003 in Otolanda	1082 Ohtlannden
1001/1025 terram in Otholanda	1250 in Öhtenlanden apud Rechthalton
1. H. 12. Jh. Otholanda	1264 in Ohtilandin
um 1266 in Ostelanden	1268 Oihtelanden
1275 Oetlandia	1271 Ohtelandon
1281 Hoystellanda	1275 Ohtilandia
1285 Hoystellanda	1275 Ohtelandia
1289 Oethelandia	1289 Öhtelandia
1293 de Friborc en Estellande	1301 in Öchtlannden
1294 Hostelandia	1308 Üchtelandia
1294/1295 Hosterlandia	1308 Öchtlandie (Gen.)
1300 Othlandia	1311 von Berne in Öchtland
1319 Oetlandie (Gen.)	usw.
1324 Fribor en Ostalanda	
1326 Fribor in Ostelanda	
1331 Oethlanden	
1337 Othelandie (Gen.)	
dann ausgestorben	

[5] Gustav Schnürer, *Noch einmal Uechtland und Ogo*, in: Zeitschrift für schweizerische Geschichte 3 (1923), S. 210–221; Ernest Muret, *Réponse à M. Schnürer*, ebda., S. 221–222.

[6] Müller (wie Anm. 2); ders., *Der keltische Ortsname Octodurus (Wallis)*, in: «Freude an der Wissenschaft», Festschrift für Rolf Max Kully zur Feier seines 70. Geburtstages am 20. September 2004, Solothurn 2004, S. 175–183. Unser zweiter Beitrag ist erst nach dem Erscheinen der FG 2003 gedruckt worden.

Die deutschen Formen haben einhellig ein *-h-* zwischen *o-* und *-t-*, ab 1301 oft *-ch-* geschrieben. Seit 1289 ist der Umlaut als *Ǒ-* = *ö-* bezeichnet. Das *Oi-* von 1268 *Oihtelanden* gibt wohl ebenfalls den Laut *ö-* an[7]. Das *-h-*, als *-ch-* zu sprechen, entstand durch die deutsche Lautverschiebung aus romanisch *-k-*. Wir kommen so auf die Ausgangsform **Okti-landa*, dessen *-i-* den deutschen Umlaut bewirkte.

Die romanischen Formen des 11. und 12. Jahrhunderts weisen den etwas rätselhaften Typ *Otolanda* auf. Erst bei den späteren Belegen wie 1275 *Oetlandia*, als *ouè-* zu sprechen, erkennt man den Diphthong *ouè-*, der aus *o* + *j* lautgerecht entstand und dem wie im Deutschen *o* + *k* zugrundeliegt[8]. Dieser Diphthong wird 1281 und 1285 nach altfranzösischer Art *-oy-* geschrieben. Er verliert sein erstes Element in 1293 *Estellande*; vgl. dazu das Wort *français* (alt *françois*), erst *fransouè* gesprochen, später *fransè*. Das aufdringliche *-s-* vor *-t-* besitzt keinerlei Lautwert[9].

Die Handfeste von Erlach hat von ihrem Freiburger Vorbild die romanische Phonetik übernommen, aber dann die deutsche Ortsnamenendung *-en* angefügt: um 1266 *de Friburgo in Ostelanden*[10]. Auch 1331 *de Friburgo in Oethlanden* ist wohl auf diese Art zu verstehen; man darf vielleicht an den Einfluss des Grafen Eberhard von Kyburg und seiner Umgebung denken[11].

Halten wir fest, dass die Schreibung Ǒ (*o* mit übergesetztem *e*) des Deutschen den Umlaut *ö* bezeichnet, dagegen die Folge *oe* des Romanischen den Zwielaut *ouè*. Beide Graphien haben nicht das Mindeste miteinander zu tun. Allerdings hat man im Druck fälschlicherweise keinen Unterschied gemacht und die beiden so verschiedenen Laute auf die gleiche Art dargestellt, nämlich *oe*. Auch Paul Widmer hat die beiden Schreibweisen nicht unterschieden, denn er hat genauso wenig Archivarbeit geleistet wie sein Vorbild Schnürer.

Wie oben angedeutet, führen demnach beide Serien – die romanische und die deutsche – auf **Okto-landa* bzw. auf dessen Nebenform **Okti-landa* als Zusammensetzung mit keltisch **landa* «Heideland, Buschland». Am besten zieht man als Parallelbildung noch *Octodurus* heran, den keltischen

[7] StA Schaffhausen, Urk 159. Die Lesung wurde dankenswerterweise vom Schaffhauser Staatsarchivar überprüft. Gedruckt in FRB, II, S. 704.

[8] Hans Rheinfelder, *Altfranzösische Grammatik*. Erster Teil: *Lautlehre*, München [4]1968, S. 228–232.

[9] Im Gegensatz zur Auffassung von Paul Widmer, der J. U. Hubschmied folgt (S. 175, Anm. 2): *Drei Ortsnamen gallischer Herkunft: Ogo, Château d'Oex, Üechtland*, in: Zeitschrift für deutsche Mundarten 19 (1924), S. 169–198.

[10] FRB, II, S. 656 und Original im StA Bern.

[11] StA Freiburg, Traités et contrats, n° 224. Gedruckt in RDF, II, S. 105.

Namen des heutigen Martigny im Wallis, eine Zusammensetzung mit *dŭrus* «Talenge, Engstelle». Eine keltische Nebenform auf *-i* findet sich übrigens auch für **Kambo-dunum*, nämlich **Kambi-dunum* > *Kempten.*

Die deutsche und die französische Serie stimmen also in ihrer Etymologie nicht vollständig überein. Oder doch?

Es führt nämlich kein regelmässiger phonetischer Weg von *Öchtland* zu *Üchtland*. Wir müssen von zwei Varianten des gleichen Namens ausgehen. Wie bei so manchem Ortsnamen gibt es auch für das deutsche *Üchtland* zwei unterschiedliche Serien: einmal den eben besprochenen Typ *Öchtland* (< **Okti-landa*), dann aber 1250 *Ȯhtenlanden* und 1308 *Ȯchtelandia* mit der seltsamen Graphie *Ȯ*-[12]. Wir schlagen vor, diese als *Uo-* auszusprechen. Endlich treffen wir 1340 auf die klassische mittelhochdeutsche Verschriftung *ů*, welche die Aussprache *Uo-* bestätigt: *ze Friburg in Ůchtlanden*[13].

So kommen wir auf althochdeutsches langes *o-*, das in der Tat zu *uo-* diphthongiert und dann zu *üe-* palatalisiert wird. Dieser der historischen Grammatik des Deutschen entstammende Vorgang wurde übrigens von Paul Widmer richtig beschrieben, aber in einen etwas anderen Zusammenhang gestellt (S. 175).

Für diese zweite deutsche Serie benötigen wir dementsprechend das Etymon **Okto-landa*, das ja ebenfalls für die romanischen Formen gilt. Wenn auch dieser zweite Überlieferungsstrang zunächst etwas mager dokumentiert ist (*Ȯ*-), hat sich gerade diese Form endgültig durchgesetzt (*Üechtland*) und ist mit *Üchtland* hochsprachlich geworden.

Wie wir gesehen haben, genügt es nicht, die veralteten Editionen des 19. Jahrhunderts unkritisch zu benutzen. Der Verfasser hat diese erfreulicherweise durch die ausgezeichnete Ausgabe der Urkunden von Altenryf/Hauterive durch Ernst Tremp ergänzt. Er ist aber nicht auf die Rudolfingerdiplome von Theodor Schieffer gestossen, in denen sich die beiden ältesten Belege für *Üchtland* finden[14].

[12] *O* mit übergesetztem *u*, genauer: *o* mit übergesetztem *v*, das wir als *u* interpretieren, denn im Mittelalter werden die Buchstaben *u* und *v* nicht unterschieden. – Noch 1444 stossen wir auf diese Freiburger Schreibweise: *Friburgi Ȯchtlandie* (StA Freiburg, Châtel-Saint-Denis, n° 31). Vgl. den (unpräzisen) Druck in RDF, VIII, S. 209.

[13] StA Freiburg, Traités et contrats, n° 39a. Die Kopie hat übrigens *Ȯchtlanden* (ebda. n° 39b).

[14] Theodor Schieffer, *Die Urkunden der burgundischen Rudolfinger*, München 1977, S. 246 und 286.

Entgegen der Meinung des Verfassers (S. 174) gibt die Form *Otholanda* aus der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts[15] zu keinerlei Beanstandung Anlass. Sie repräsentiert den romanischen Typ *Otolanda*, und das *-h-* in der Verbindung *-th-* hat keinerlei Lautwert. Dagegen hat der Verfasser recht, die zweifelnde Identifizierung «Oltigen» von Ernst Tremp in Frage zu stellen (S. 174, Anm. 1).

1281 und 1285 *Hoystellanda* bezeichnen natürlich nicht den deutschen Umlaut (S. 175), sondern – wie bereits erwähnt – den altfranzösischen Diphthong *ouè*.

Nun kommen wir zur Gretchenfrage: was ist **ōkto-*? Zweifellos ein Gewässername, der auch in der salzburgischen *Oichten* vorliegt, im 11. Jahrhundert als *Ogata* bezeugt, die auf romanisch **Okata* zurückgeht. Zwischenvokalisches *-k-* wird romanisch *-g-*, zwischenvokalisches *-t-* wird romanisch *-d-*, das aber erwartungsgemäss im 9. Jahrhundert im Deutschen wieder zu *-t-* zurückverschoben wird[16]. Das ursprünglich romanische Salzburger Land wurde nämlich wie der Norden des Kantons Freiburg im Frühmittelalter germanisiert. Nun endlich können wir **Okto-landa* und *Octodurus* korrekt deuten als **Okata*, in der Komposition synkopiert zu **Okta-*, in Zusammensetzung lautgerecht *Octo-*.

Am einfachsten wird man dieses *Okto-* an indogermanisch **ōku-* «schnell» anschliessen (+ *t*-Suffix), zumal die Oichten in ihrem Unterlauf und insbesondere bei ihrer Mündung in die Salzach ein schnell fliessendes Gewässer ist. Wir erlauben uns also, die österreichischen Deutungsvorschläge zu rektifizieren. Manchmal wird dort ein indogermanisches *-g-* angesetzt[17], das in Wirklichkeit aber erst im Romanischen aus *-k-* entstand. Ein anderer Vorschlag betrifft die Vereinfachung des keltischen Labiovelars *k^w-* zu *k-*, die damals aber noch nicht stattgefunden hatte. Das dazu zitierte baltische Vergleichsmaterial gehört zu **$ak^wā$* «Wasser» und kann **ōk-* nicht stützen[18]. Schliesslich sollte man die Fliessgeschwindigkeit im Mündungs-

[15] Ernst Tremp, *Liber donationum Altaeripae. Cartulaire de l'abbaye cistercienne d'Hauterive (XIIe-XIIIe siècles)*, Lausanne 1984, S. 214–215.

[16] Isolde Hausner, Elisabeth Schuster, *Altdeutsches Namenbuch: die Überlieferung der Ortsnamen in Österreich und Südtirol von den Anfängen bis 1200*, Wien 1989ff., S. 808.

[17] Thomas Lindner, *Die ältesten Salzburger Ortsnamen, ein etymologisches Glossar*, in: Namen, Sprachen und Kulturen, Festschrift für Heinz Dieter Pohl zum 60. Geburtstag, Wien 2002, S. 539–553, hier S. 547.

[18] Peter Wiesinger, *Antik-romanische Kontinuitäten im Donauraum von Ober- und Niederösterreich am Beispiel der Gewässer-, Berg- und Siedlungsnamen*, in: Typen der Ethnogenese unter besonderer Berücksichtigung der Bayern, Bd. I, Wien 1990, S. 261–328, hier S. 270.

bereich beachten, denn von dort geht im Allgemeinen die Namengebung eines Hydronyms aus.

Üchtland und *Octodurus* enthalten demnach einen heute verschwundenen Gewässernamen **Okata*, der einerseits einen Abschnitt der Saane bezeichnete, andererseits die Dranse bei Martigny oder einen ihrer Seitenarme.

Nach unserer Überzeugung betrifft die fragmentarische römische Inschrift *regionis O-* (Genitiv) das Üchtland. So wie die keltische, zur Römerzeit inschriftlich erwähnte *regio Lindensis* «Seeregion» das Gebiet bei Thun und die *regio Arurensis* «Aareregion» die Umgebung von Bern betraf, so scheint die *regio O-* die Gegend zwischen Bern und Freiburg benannt zu haben[19].

Die geografische Ausdehnung des Üchtlands, die wohl schon in der Antike die gleiche war, lässt sich für das Mittelalter recht genau fassen. Es reichte von Arconciel über Freiburg und das Sensetal bis Bern, das im Mittelalter häufig als Bern im Üchtland spezifiziert wurde.

Für den ersten Bestandteil von *Üchtland* übernimmt Paul Widmer von J. U. Hubschmied[20] die Idee eines keltischen Wortes für «oben gelegen» (S. 175), das er als *ōcht(i)i̯a* präzisiert. Auf diese Art ergibt sich aber keine überzeugende Motivation («die obere Heide»), einmal abgesehen von grossen phonetischen Schwierigkeiten und der mangelnden Übereinstimmung mit der üblichen keltischen Namengebung. Was man heute von den spekulativen Arbeiten Hubschmieds zu halten hat, zeigt sehr schön Andres Kristol in seinem Aufsatz *La survivance du gaulois dans l'espace helvétique: nouvelles contributions toponymiques à une vieille question*[21].

Auch die Deutung von *Ogo(z)*, das entgegen dem Verfasser weder sachlich noch sprachlich etwas mit dem *Pays d'Enhaut* um Château-d'Oex zu tun hat, stammt von Hubschmied (S. 175: «oben befindlich»). Bei diesem Namen, der bekanntlich das Saanebecken um Bulle bezeichnet, handelt es sich aber in Wirklichkeit um die keltische Bildung **aúsakos*, eine *k*-Ableitung vom Gewässernamen **Ausa*, welcher *Oos* in Deutschland, *Oze* in

[19] Gerold Walser, *Römische Inschriften in der Schweiz für den Schulunterricht ausgewählt, photographiert und erklärt.* II. Teil. *Nordwest- und Nordschweiz*, Bern 1980, S. 26, 32; Heinz E. Herzig, *Eine neue Ottacilier-Inschrift auf der Engehalbinsel Bern*, in: Jahrbuch der schweizerischen Gesellschaft für Ur- und Frühgeschichte 57 (1972/73), S. 175–182.

[20] Wie Anm. 9.

[21] Erschienen in: Revue de linguistique romane 69 (2005), S. 18–51.

Frankreich ergibt. **Ausa* war wohl die alte Abschnittsbezeichnung der Saane zwischen Montbovon und Arconciel[22].

Den Anstoss zu einer korrekten Deutung hat die Unterscheidung der Belege in zwei sprachliche Gruppen gegeben. Wenn man dann die historische Grammatik des Französischen und die des Deutschen auf die jeweils entsprechende Gruppe anwendet, kommt man zu einer sauberen phonetischen Rekonstruktion, nämlich **Okto-landa*. Man modifiziert diese Grundform am besten für das deutsche *Öchtland* in **Okti-landa*, angeregt von **Kambi-dunum* > *Kempten* (Umlaut!) neben **Kambo-dunum* > *Chandon* bzw. *Chaindon*[23].

Frappierend ist die Parallele *Octodurus*, denn sie bestätigt die Rekonstruktion **Okto-landa*. Aber erst die österreichische *Oichten* mit ihrer alten Namensform *Ogata* < **Okata* kann uns den richtigen Weg weisen.

Jedenfalls blieb das keltische **Okto-landa*/**Okti-landa* im Lateinischen und zunächst auch im Romanischen unverändert. Die ins Bernbiet einwandernden Alemannen hörten den Namen noch vor der hochdeutschen Lautverschiebung *k* > *ch*, die man ins 7.–8. Jahrhundert setzt. Auch die romanische Palatalisierung von *k* > *j* hatte noch nicht stattgefunden. **Okto-landa* und **Okti-landa* wurden dann im 7./8. Jahrhundert zu deutsch **Ochto-landa* beziehungsweise zu **Ochti-landa* verschoben und erreichten später die Stadien *Üechtland* beziehungsweise *Öchtland* (vgl. 1289 *Öhtelandia).*

WULF MÜLLER

[22] Das bischöfliche Schloss von Ouchy am Ufer des Lac Léman.

[23] Georg von Saluzzo pflegte sich in seinen Urkunden und Briefen des Nativitätsstyls zu bedienen; vgl. E.-L. BURNET, *«Etude sur la chronologie en usage dans le canton de Vaud de l'époque romaine à nos jours»*, in: Revue historique vaudoise 1908, Aufsatz in mehreren Fortsetzungen, hier S. 91 mit Anm. 3.

Üchtländischer Geschäftssinn am Oberrhein

Ein Brief zweier Freiburger Schiffleute an den Rat zu Strassburg (1484)

Wiederholt schon hat sich die Geschichtsschreibung mit den Handelsbeziehungen zwischen Freiburg i. Ü. und Strassburg im Spätmittelalter befasst. Den Anstoss gab Hektor Ammann mit seinen bis 1954 publizierten Auszügen aus den Freiburger Notariatsregistern, in denen er, seinen persönlichen Neigungen entsprechend, den schriftlichen Niederschlag überregionaler Geschäftskontakte privilegierte[1]. 1965 wurde der «Ball» vom Doyen der Strassburger Historiographie, Philippe Dollinger, angenommen, und zwar sinnigerweise in der Festschrift für Ammann: Auf der Grundlage von dessen Vorlagen untersuchte Dollinger die Geschäfte von rund fünfzig strassburgischen Kaufleuten in Freiburg zwischen der Mitte des 14. und dem späten 15. Jahrhundert[2]. Kritik an Ammanns Ansatz («échantillonnage») äusserte 1985 Nicolas Morard in seiner Analyse des ersten erhaltenen Freiburger Notariatsregisters (1356–1359), indem er darauf hinwies, dass der Bearbeiter gerade mal 178 Einträge von rund 900 berücksichtigt hatte. Gewissermassen nebenbei kam auch Morard auf einzelne strassburgische Kaufleute zu sprechen[3]. Wenn die Kontakte zwischen den beiden Städten in den letzten Jahren erneut das Interesse auf sich gezogen haben, so geschah dies vor dem Hintergrund der Waldenserprozesse in Freiburg (1399 bzw. 1430) und Strassburg (1400), deren Erschliessung die Frage nach der Bewertung der Geschäftsbeziehungen aufwarf, die sich zwischen strassburgischen und freiburgischen Waldensern nachweisen lassen[4].

[1] Hektor Ammann (Hg.), *Mittelalterliche Wirtschaft im Alltag. Quellen zur Geschichte von Gewerbe, Industrie und Handel des 14. und 15. Jahrhunderts aus den Notariatsregistern von Freiburg im Üchtland*, Aarau 1942/1954 (nur Bd. 1 erschienen).

[2] Philippe Dollinger, *Commerce et marchands strasbourgeois à Fribourg en Suisse au Moyen Age*, in: Beiträge zur Wirtschafts- und Stadtgeschichte. Festschrift für Hektor Ammann, hg. von Hermann Aubin u. a., Wiesbaden 1965, S. 124–143; neu abgedruckt in: Pages d'histoire. France et Allemagne médiévales, Alsace, Paris 1977 (= Association des Publications près les Universités de Strasbourg / Collection de l'Institut des Hautes Etudes Alsaciennes, XXV), S. 93–108.

[3] Nicolas Morard, *Le témoignage d'un notaire: achats, ventes et production à Fribourg au milieu du XIVe siècle*, in: Schweizerische Zeitschrift für Geschichte 35 (1985), S. 121–141.

[4] Vgl. Kathrin Utz Tremp, *Kaufleute und Häretiker*, in: Fribourg sur les chemins de l'Europe/Freiburg auf den Wegen Europas. Ausstellung 4. Mai – 24. Juni 2000 in der Kantons- und Universitätsbibliothek Freiburg, hg. von Claudio

Gemeinsam ist den angeführten Ansätzen ihre quellenbedingte «Einseitigkeit». Während uns die Freiburger Notariatsregister – deren Bedeutung nicht nur in diesem Zusammenhang regelmässig unterstrichen wird – einen Einblick in die Aktivitäten strassburgischer Kaufleute an der Saane geben, fehlen vergleichbare Quellen für das Wirken ihrer freiburgischen «Zunftbrüder» an Ill und Rhein. Umso bedeutsamer ist ein in den Archives de la Ville et de la Communauté urbaine de Strasbourg erhaltener Brief zweier Freiburger Schiffleute an den Rat zu Strassburg aus dem Jahr 1484, der einen seltenen Eindruck freiburgischen Geschäftssinns am Oberrhein vermittelt[5]: Am Freitag nach Heiligkreuztag im Mai (der 7. des Monats) Anno 84 wandten sich Marmet Guglemberg und Jacki Minnen oder Mümen an die Herren vom Rat und boten ihnen roh behauenes Rottannenholz in der Länge von sechzig bzw. fünfzig Schuh (18 bzw. 15 m) bei einer Breite von anderthalb Schuh (ca. 45 cm) an. Dieses Angebot stand im Zusammenhang mit anstehenden Bauvorhaben: Gemäss ihrem Schreiben hätten die Absender nämlich vernommen, dass iro «gnaden zů ir stattbuw und brucken ettwas langer großer holtzer notturfftig weren». Worum es sich dabei handelt, wird nicht gesagt; denkbar ist eine durch das Frühjahrshochwasser verursachte Beschädigung der Rheinbrücke. Letztere stammte aus dem Jahr 1388 und führte auf Pfählen über Haupt- und mehrere Seitenarme. Wechselnde Uferläufe und wiederkehrende Hochwasser gefährdeten die kühne Konstruktion und verlangten nach beständigen Unterhaltsarbeiten[6].

Fedrigo u. a., Freiburg 2000, S. 46–57, sowie Georg Modestin, *Weiträumige Kontakte. Strassburger Waldenser in freiburgischen Quellen (bis 1400)*, in: Freiburger Geschichtsblätter 82 (2005), S. 19–37.

[5] Vgl. unsere Edition des Schreibens im Anhang. Das Dokument ist auf das Jahr 84 datiert, wobei die Schriftzüge auf das 15. Jahrhundert hinweisen.

[6] Vgl. *Histoire de Strasbourg des origines à nos jours*, unter der Ltg. von Georges Livet und Francis Rapp, Bd. 2, Strassburg 1981 (= Collection «Histoire des villes d'Alsace»), S. 149–150 (Ph. Dollinger), sowie Wilhelm Mechler, *Die Rheinbrücken Strassburg-Kehl seit 1388*, in: Die Stadt am Fluss. 14. Arbeitstagung in Kehl 14.–16.11.1975, hg. von Erich Maschke und Jürgen Sydow, Sigmaringen 1978 (= Stadt in der Geschichte, Veröffentlichungen des Südwestdeutschen Arbeitskreises für Stadtgeschichtsforschung, 4), S. 40–61. Ausgeschlossen werden können in unserem Fall namhafte Arbeiten an den Stadtbefestigungen: Die letzte mittelalterliche Erweiterung zum Schutz der Vorstadt Krutenau wurde 1441 angesichts der Armagnaken-Gefahr fertiggestellt; zwischen 1475 und 1477 beschleunigte die von Karl dem Kühnen ausgehende Bedrohung die Verdoppelung des Grabens im Süden. Davon abgesehen waren die in den Kies gerammten Pfähle, über denen die Mauern errichtet wurden, nicht aus Tannen-, sondern aus Eichenholz; vgl. Jean-Pierre Klein und Jean-Jacques Schwien, *Strassburg und seine Befestigungsanlagen im Mittelalter und in der Neuzeit. Zusammenfassung*

Die angesprochene Offerte galt bis Mittfasten (13. März 1485), das heisst rund zehn Monate, was an eine längerfristige Planung des Geschäftsgangs denken lässt. Allerdings erbaten sich die Freiburger eine schriftliche Antwort «bÿ disem botten», gewissermassen postwendend. In die Karten schauen liessen sich die Anbieter vom potenziellen Kunden mit Bedacht nicht: So erfuhren die Adressaten des Schreibens nicht, woher das Holz stammte; der Brief verrät lediglich, dass es noch im Wald – wahrscheinlich im Schwarzwald[7] – «ruch gewercket» wurde. Falls der Handel zustande käme, würde der Transport, so die Anbieter, «mit mergklicher múge, cost und arbeit zeweg und ůerlandt» erfolgen, was insofern überrascht, als gerade Schiffleute bestrebt gewesen sein müssen, das Holz so weit als nur irgend möglich zu flössen. Nicht von ungefähr befand sich der Strassburger Holzmarkt direkt am südöstlichen Illufer[8]. Vermutlich beabsichtigten die Absender des Briefes, mit dem Hinweis auf den mit der Heranführung des Holzes verbundenen Aufwand den Preis hochzutreiben, dessen Festsetzung sie – zumindest in einer ersten Verhandlungsphase – dem potenziellen Kunden überliessen («wie vil uwer gnaden uns umb ein jeglich stúck geben [gelieben]»).

Dass sich die beiden Schiffleute direkt an den Rat wandten, lässt sich mit anstehenden öffentlichen Bauten («stattbuw und brucken») erklären. Überhaupt war die Versorgung mit Holz, dem «wichtigsten Baustoff im Spätmittelalter», parallel zum privaten Ankauf auch Ratssache. Untersuchungen zeigen, dass städtische Gremien bestrebt waren, Gehölze und Einschlagrechte zu erwerben, um wenigstens den Bedarf des Bauamtes zu stillen. Wo solche Vorkehrungen nicht ausreichten, musste Holz zugekauft

und Versuch eines Gesamtüberblicks, in: Leben im Mittelalter. 30 Jahre Mittelalterarchäologie im Elsass, Katalog zur Ausstellung im Historischen Museum der Pfalz in Speyer (25. Oktober 1992 bis 2. Mai 1993), [Speyer] 1992, S. 29–40.

[7] Laut Mechler, *Die Rheinbrücken* (wie Anm. 6), S. 47–48, bezog der Strassburger Magistrat bis ins 18. Jahrhundert das benötigte Holz, vorwiegend Tannen (!) und Eichen, «fast ausschliesslich aus dem Schwarzwald und nicht aus den Vogesen, wo die Arbeitskräfte rar und die Transportwege damals noch schlecht waren». Der Autor vermutet, dass das Holz über die Kinzig geflösst wurde.

[8] Noch im Jahr 1600 als «Holzstaden» bekannt, wechselte der Platz daraufhin den Namen. Heute wird das Areal von der Place de la Grande-Boucherie, Place du Marché-aux-Cochons-de-Lait und Place du Marché-aux-Poissons eingenommen (vgl. Maurice Moszberger, Théodore Rieger und Léon Daul, *Dictionnaire historique des rues de Strasbourg*, Illkirch 2002, S. 58–60). Auf dem Morant-Plan von 1548 sind an der entsprechenden Stelle («Holtzmarckt») aufgeschichtete Stämme eingezeichnet; vgl. Liliane Châtelet-Lange, *Strasbourg en 1548. Le plan de Conrad Morant*, Strassburg 2001, S. 82.

werden[9]. Eine solche Lücke scheinen die Freiburger Schiffleute vorausgesehen zu haben, mutmassliche Vertreter jener als «omnipraticiens» bezeichneten Kategorie von Kaufleuten, die – ohne sich auf eine bestimmte Ware zu spezialisieren – jede sich bietende Gelegenheit zum Handel nutzten[10]. Dass freiburgische Schiffleute diesen Wirtschaftssektor keinesfalls verschmähten, weiss man seit den Untersuchungen von Jeanne Niquille. Bei den Absendern des Schreibens an den Strassburger Rat könnte es sich um Associés gehandelt haben, die in der von Niquille skizzierten Form ihr Kapital zusammengelegt hatten, um Risiken und Gewinne zu teilen[11]. Ob sich die Investition im konkreten Fall auszahlte, bleibt mangels Quellen im Dunkeln. Doch unbesehen des Ausgangs zeugt der Umstand, dass die zwei Freiburger ausgerechnet am hart umkämpften und stark reglementierten Schiffer- bzw. Flössergeschäft am Oberrhein[12] teilzuhaben suchten, von geschäftlichem Wagemut.

[9] Vgl. Antje Sander-Berke, *Baustoffversorgung spätmittelalterlicher Städte Norddeutschlands*, Köln–Weimar–Wien 1995 (= Städteforschung: Reihe A, Darstellungen 37), S. 114–142: «Die Beschaffung von Holz stellte für jede städtische Verwaltung eine grosse Aufgabe dar. Zwar sicherte der Stadtherr zumeist bereits bei der Gründung der Stadt die Holzversorgung durch entsprechende Privilegien, doch reichten diese Holzungen im 15. Jahrhundert häufig nicht mehr aus, um den Bedarf zu decken. Insbesondere die Versorgung mit Bauhölzern konnte hierbei zum Problem werden» (S. 141).

[10] Vgl. Odile Kammerer, *Echanges et marchands à la fin du Moyen Age dans l'Oberrhein*, in: Le marchand au Moyen Age, hg. von der Société des Historiens Médiévistes de l'Enseignement Supérieur Public, [s. l.] 1992, S. 137–153, hier S. 149.

[11] Vgl. Jeanne Niquille, *La navigation sur la Sarine*, in: Schweizerische Zeitschrift für Geschichte 2 (1952), S. 206–227, hier S. 214 und 220–221.

[12] Vgl. Knut Schulz, *Rheinschiffahrt und städtische Wirtschaftspolitik am Oberrhein im Spätmittelalter*, in: Die Stadt am Fluss (wie Anm. 6), S. 141–189, zur Flösserei S. 172–174 («Die am Ende des 15. Jahrhunderts aufbrechenden Streitigkeiten um die Anrechte und Anteile an der Flösserei auf dem Oberrhein sind indirekt ein Zeugnis für den Niedergang der Rheinschiffahrt in diesem Bereich»).

ANHANG

Zwei Freiburger Schiffleute bieten sich an, dem Rat zu Strassburg Bauholz zu liefern

Archives de la Ville et de la Communauté urbaine de Strasbourg (AVCUS), série X/255
Papier, ursprünglich mehrmals gefaltet, ca. 28 cm Breite auf 20 cm Höhe, auf der Rückseite Papiersiegel

[s.l.] *[14]84, Mai 7*

Strenngen, fúrsichtigen, wisen, gnedigen, lieben herren, unnser willig dienst und was wir eren, liebs und gůts vermogent, syent uch altzit bereit zůvor[1] <zu entbieten>. Also vernemen wir, wie dann uwere gnaden zů ir stattbuw und brucken ettwas langer großer holtzer notturfftig weren. Nůn mechten wir hiezwuschen[2] und mittelvasten[3] semlich holtzer einsteils wol zůfůren, nemlich sechtzig schůch[4] und L schůch lang, halb und halb, und jeglichs holtz am cleinen ort Ꝗ[a] schuch[a] breit, ruch im walde gewercket und gůt rottdannen holtz. Harumb, gnedigen, lieben herren, an dieselb uwer wißheit ist unser gar dienstlich bitt, ob úch semlich holtzer ze haben gelieben, uns das und wie vil uwer gnaden uns umb ein jeglich stúck geben; und soveren wir uwer gnaden meinung bÿ disem botten schrifflich verstúnden[5], wolten wir uwer wißheit zůfůren und war, vest und stet halten, was wir uwern gnaden zůseiten mit hilff Gottes, der uwer gnaden hiemit seliglich

[1] «im voraus»; vgl. Matthias Lexer, *Mittelhochdeutsches Handwörterbuch* (Nachdruck 1992) 3, Sp. 1200.

[2] Hier auch zeitl. Bedeutung «da», «nun»; vgl. Lexer, *Handwörterbuch* (wie Anm. 1) 1, Sp. 1281.

[3] Mittelvasten bezeichnet als Tag Laetare, als Zeitraum die Woche vor Laetare. Da im Jahr 1484 der Sonntag Laetare auf den 28. März fiel, also rund sechs Wochen vor das Briefdatum, muss hier Laetare des Folgejahres gemeint sein, das heisst der 13. März 1485.

[4] Längen- und Handwerkermass, auch «Fuss», variierte lokal zwischen 26 und 36 cm. Der rheinische Fuss betrug ca. 31.5 cm; vgl. «Fuss», in: *Lexikon des Mittelalters 4* (Nachdruck 1999), Sp. 1059 (H. Witthöft), sowie selbes Stichwort in: *Historisches Lexikon der Schweiz* [elektronische Publikation HLS], Version vom 11.5.2005 (A.-M. Dubler).

[5] Hier wohl im Sinn von «vernehmen»; vgl. Lexer, *Handwörterbuch* (wie Anm. 1) 3, Sp. 248.

[a–a] *über der Zeile, anstelle von* am cleinen, *gestrichen. Die Zahlenangabe könnte auch zwei Schuh lauten; allerdings scheint die zweite Eins («I») in der Mitte durchgestrichen zu sein, was anderthalb Schuh bedeuten würde*

bewar; und des uwer gnedige antwurt uns wissen darnach ze richten, dann wir semlich holtzer mit mergklicher múge, cost und arbeit zeweg und ůberlandt furen můsten. Geben uff frittag nach des heiligen crutztag im meyen anno etc. LXXXIIII[6].

Uwer gnaden willigen diener

Marmet Guglemberg[7] und[b]
Jacki Minnen[c]
gemei(nen) schifflut zů
Friburg in Ochtlant

Rückseite:
Den strenngen, fúrsichtigen, wisen meister und ratt zů Straßburg, unsern gnedigen, lieben herren.

Georg Modestin

[6] Freitag, der 7. Mai [14]84.
[7] Ein Marmet Guglemberg gehörte zusammen mit Hensli Guglemberg 1449 dem Freiburger Rat an (vgl. Albert Büchi, *Freiburgs Bruch mit Österreich, sein Übergang an Savoyen und Anschluss an die Eidgenossenschaft*, Freiburg 1897 [= Collectanea Friburgensia, 7], S. 45 Anm. 2 und S. 252). Beim Absender des hier wiedergegebenen Briefes handelte es sich also um einen bereits bejahrten Mann oder aber um einen Verwandten, möglicherweise einen Sohn, des Ratsherrn.
[b] *im Orig. nach dem zweiten Namen*
[c] *unsichere Lesart, möglicherweise* Múmen